



Nr. 17.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Min Hart.

Von Heinrich Diers.

Dat kann keen Mat nich mäten,
Wo deep min Hart nu sleiht;
Dat schall keen Minsch nich wäten,
Wat dorin schräwen sleiht.

Wat lieft de Steerns, de hellen,
Un lustert na mi dal?
Ja drafft jo nich vertellen —
De een, de weet't nich mal.

Un doch is mi to Mote,
As kung't dör Hart un Ger,
Dat hilt un alle Dage,
Dat ewig Sonndag weer.

Aus der Geschichte des Kartoffelbaues in Niedersachsen.

Von Erich Kinderbater (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

In Preußen war es Friedrich der Große, der den Anbau der Kartoffel verlangte. Es ist bekannt, daß er den Anbau sogar mit Gewalt in Schlesien erzwingen mußte und den Amtleuten Befehl erteilte, „sorgsam über die Ausführung der königlichen Befehle zu wachen und zu berichten.“

Im Herzogtum Braunschweig war Herzog Carl I., der als Zweiundzwanzigjähriger am 13. September 1735 seinem Vater Ferdinand Albrecht II. auf dem Throne folgte, der eifrig den Anbau der Kartoffel betreiben ließ.

Es wird manchem Harzwanderer, der in Braunlage seinen Aufenthalt nahm, bekannt sein, daß auf der einsamen Höhe in der Nähe des Bergfriedens Braunlage sich ein Kartoffeldenkmal befindet, das die Inschrift trägt: „Hier sind im Jahre 1748 die ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht worden.“ Die Stelle bezeichnet man man noch heute als die „Kartoffelhede“.

Aber noch ein zweites Kartoffeldenkmal ist in der Nähe Braunlages vorhanden. Es steht nicht weit von dem Pavillon auf der Steinklippe. Es ist dem Oberjägermeister Joh. Georg v. Längen, geb. 1699 zu Oberstedt, gest. 1776 zu Jägersberg bei Kopenhagen, von der „späten Nachwelt“ im Jahre 1885 errichtet und zwar (wie auf dem Gedenkstein zu lesen ist) errichtet „dem Begründer des Kartoffelbaues bei Braunlage“ und „der Porzellanfabrik in Fürstenberg“.

Die Angaben auf dem schlichten Stein veranlaßten mich, nachzuforschen, ob ich nicht näheres über den ersten Anbau der Kartoffel im Braunschweigischen feststellen konnte, und da fiel mir dann eine Verordnung des Herzogs Carl I. aus dem Jahre 1747 in die Hände, die an die „fürstliche Cammer zu Blankenburg“ gerichtet ist und folgenden Wortlaut hat:

„Carl Herzog usw. . . Wir haben den gnädigsten Entschluß gefaßt zur Aufhellung des so sehr heruntergekommenen Ortes Braunlage eine Brandtwein-Brennerey daselbst anlegen und zu solchem Endzwecke eine gewisse dem Hof-Jäger-Meister von Lange bekannte Art von Erdäpfeln in dasiger Gegend anbauen zu lassen und aus solchen vermittlest des Torfes Brandtwein zu brennen. Gedachter Hof-Jäger-Meister welchem wir desfalls sein Gutachten abgefordert, ist nun des Davorhaltens, daß gewisse

abgetriebene Dexter in den Forsten, welche in keinem Anwachs stehen, zu erwehnter Anbauen der Erd-Äpfel dergestalt zu aptieren, daß zugleich der Holzanwachs dabei zu geschehen ja dadurch befördert werden könne, wenn so bald die jungen Tannen in solchen Anwachs kommen, daß sie vom Grase nicht mehr unterdrückt werden können ein frischer Ort angewiesen und den Unterthanen zu besagter Absicht eingegeben wirtsche. Gleichwie wir nun sothane Vorschläge genehmigt; als befehlen wir euch gnädigst Hlemt, daß ihr zu mehr gedachten Behuef 12 Morgen im Brand-Hay sofort anweisen lasset und dem Amtmann zu Braunlage aufgebet, daß er dazu noch diesen Herbst das nötige veranstalte. „Uebrigens habt ihr das weitere mit dem Hofjägermeister von Längen zu communicieren.

Wolfenbüttel, den 3. November 1747.

Carl, Herzog.“

Wie wenig übrigens „durchlauchtigste Hoheit“ von dem Anbau der Kartoffel verstand, geht klar daraus hervor, daß er sich den Kartoffelbau als Zwischenkultur für — Tannenpflanzungen dachte! Auf solche Weise konnte man selbstredend der Gemeinde Braunlage, „die als die ärmste im ganzen Fürstentume Blankenburg galt“, nicht aufhelfen. Ein Bericht aus damaliger Zeit besagt ganz richtig: „daß sich die Gemeinde bekanntermaßen in solchen elenden Umständen befindet und sich deren Armuth soweit erstreckt, daß, wenn wir einen Tag nichts verdienen, wir sodann auch hungern müssen.“

Der Amtmann von Braunlage, er hieß nach den Akten von 1747 Daniels Fricke, wußte sich nun keinen Rat, wie er die Kartoffeln anbauen sollte. Er wandte sich deshalb wegen Instruktion an den in Fürstenberg weilenden Hofjägermeister von Längen, der wohl brieflich Auskunft gab, aber bezeichnend für die damaligen Verhältnisse, der Brief erreichte sein Ziel nicht.

Zum Anbau der Kartoffeln wurde Forstland gewählt, „weyl die armen Unterthanen in Braunlage nur kleine Gartens und geringes Wiesenwachs besäßen, wovon ersteres zum Anbau des Gartengewächses, von Kohl und Rüben, der Wiesenwachs aber zur Unterhaltung des Viehes als ihrer einzigen Nahrung unentbehrlich sei, mithin zum Anbau der Erd-Äpfel davon schwerlich würden was hergeben können.“

Auf dem Brand-Hay lagen noch Stufen, 14 bis 15 Schock, im Sommer gerodet und zum „Köhlern“ bestimmt.

Amtmann Fricke wußte nun zwar nicht mit dem Anbau der Kartoffel bescheid, ließ aber doch während des Winters 106 einspännige Schlitten Mist auf den „Brand-Hay“ fahren. Im Frühjahr kam dann ein herrschaftlicher und im Kartoffelanbau erfahrener Jäger nach Braunlage, „um die Unterthanen im Anbau des neuen Gewächses zu unterweisen“.

Inzwischen traf dann nun auch das längst verloren geglaubte Schreiben des Hofjägermeisters von Längen aus Fürstenberg ein. Es lautete, was die Kartoffel betrifft, folgendermaßen:

„Es ist dieses ein Erd-Gewächs, welches in einer Haushaltung, sowohl vor Menschen als auch vor Vieh sehr nützlich zu brauchen steht, in dem zum öfteren auf einen Morgen 60 bis 100 Scheffel geerntet worden. Unsere hiesigen Nachbarn, die Hesse-Casselschen Unterthanen, machen Mehl und Buder (Buder) aus diesen Früchten, welches sehr weiß ist und nach dem weiteren Gebrauch einen guten Geschmack bekommt. Die hiesigen Unterthanen brauchen solche zum Kochen und den Ueberfluß zu Mästung des Viehes. Es sollen auch die französischen Emigranten in Carls haben an der Weser aus diesen Erdtöpfeln, wenn solche mit etwas Gersten-Malz meliert und wie gewöhnlich in die Fermentation gestellt worden, einen guten Brandtwein daraus verfertigen.“

Der erste Anbau der Kartoffel im Harze war ein völliger Fehlschlag und auch Versuche im Louisenparthen und im Eckerlampe im Forstbezirk Wieda-Heimburg mißlangen.

Als Grund gibt der Jäger Kömde in der Abrechnung von 1748 an:

„Der großen Dürre des Jahres 1748, welche fast allgemein Mißwachs verursachte, sowie auch dem Unterlassen des Hackens der Kartoffel ist es wohl zuzuschreiben, daß im Brand-Hay von den angepflanzten 1½ Scheffel Kartoffeln nur 19 Nordhaußsche Scheffel geerntet wurden.“

Die Braunlager hatten mit dem Mißerfolge den Mut verloren, denn im Frühjahr 1749 wollte niemand mehr Kartoffeln bauen. So klagt der Amtmann Fricke in einer Relation an die Kammer, „daß Niemand sich finden wolle, welcher freiwillig auf dem angewiesenen Plaze im Brand-Hay Land zum Kartoffelbau verlangt habe, und er sich deshalb gezwungen gesehen habe, von den 90 angeessenen Einwohnern von Braunlage 20 bis 40 Personen im Frondienste zum Anbau der Kartoffeln abzusenden.“

Der Widerwille der Harzer wurde auch nicht dadurch behoben, daß der Amtman ihnen „eine kleine Ergeßlichkeit“ versprach, die darin bestand, daß jedem der 90 Einwohner ein Stübchen Bier à 2 Groschen verabreicht wurde, „damit die Fürstliche Accise und der Gemeine-Brauhandel (in Braunlage gab es im Jahre 1796 noch 80 Braugerechtigkeiten, die der Reihe nach ausgeübt wurden), einigermaßen davon profitieren möge“.

Im Jahre 1751 ging der Kartoffelbau völlig ein und der Versuch des Herzogs Carl, durch Torfstich und Kartoffelbau dem Elend Braunlages zu steuern, muß als gescheitert angesehen werden. Erst später, als seitens der Regierung erneut auf den Anbau gedrungen wurde und an die Landleute Saatkartoffeln umsonst verteilt wurden, faßte der Kartoffelanbau in Niedersachsen festen Fuß.

Heute kann man sich kaum vorstellen, daß man ehemals dem Anbau unserer fast unentbehrlichen Kartoffel so viel Schwierigkeiten bereitet hat, und mancher Landwirt verdankt dieser Feldfrucht nicht zum mindesten seine Wohlhabenheit, sondern das Wort von den „dicken Erdäpfeln“ ist heute wohl nichts mehr als eine neckische Phrasen.

Hermann Löns und seine Hunde.

Von Alfred Jähre.

(Nachdruck verboten.)

Seit Bekanntwerden des Dichters Hermann Löns hat es keinen anderen deutschen Schriftsteller gegeben, der wie er in zahlreichen Tiergeschichten und Jagdschilderungen ein so epochenmachendes Tierverständnis zu erkennen gab. Dieser seine und kluge Beobachter stand mit allem, „was da kreucht und fleucht“, auf Du und Du, er kannte der Tiere Freude und Schmerzen, ihr Leiden und Lieben, er hat sie uns menschlich vorstellbar nahe gebracht, daß wir ihr Schicksal mitempfinden müssen, als ob es das unserer eigenen besten Freunde wäre.

Dem Dichter waren sie ohne Ausnahme gute Freunde, vom herrlichsten Rehbock bis zum struppigen Gansen; er selbst war ihnen im wahrsten Sinne des Wortes ein Begleiter, der, tief gefühlter Naturstimmung voll, an ihrem Leben und Treiben mehr Gefallen fand, als an der wunderbarsten Jagdbeute.

Folgt man ihm in seinen lebendigen Niederschriften in den Wald oder in die Weide, so muß man ihn am liebsten haben, wenn er, von der Schönheit seiner Umgebung überwältigt, in Betrachtungen versinkt. Dann ist er der einsame, auf sich selbst gestellte Mann, dem zu seinen Lebzeiten kein Mensch helfend in die letzten Winkel des Herzens zu blicken vermochte.

Aber dann reißt ihn plötzlich, wiederholt ehe die Ausführung schwerer Gedanken gefährlich werden konnte, einer seiner Hunde, die ihm auf den tagelangen Wirtsgängen näher standen, als seine Angehörigen überhaupt, aus dem Gefühl seelischer Verlassenheit. „Da kommt ein braunes Köpfchen aus dem Wetterock, blinzelt in die Sonne, schüttelt klappernd die Ohrläppchen, reißt gähmend den korallenroten, weißbewehrten Gang auf, und dann springt der kleine Kerl von meinem Schoß, tabelt nach meinen Händen und schnüffelt webelnd am Drilling herum.“ (Löns, Mein grünes Buch.) — Vergessen ist mit einem Male, was eben noch erdrückend immer engere Kreise zog, und lustig geht's in den goldenen Weidherbsttag.

Löns hat den Hunden ein leuchtendes Denkmal gesetzt. Wie prächtig weiß er in der Skizze „Widu“ den Lebenslauf des Terriers zu erzählen, der sich aus einem, von Zigeunerkindern mißhandelten, Wachhund zum hervorragenden Jagdgehilfen entwickelt und, nachdem er von den verschiedensten Besitzern den guten Ton gelehrt bekommen hat, mit hohen Herren auf Schwarzwild darf, vor denen er schließlich weidwund zusammenbricht. „Alle die hohen Herren sahen ihn sich an, als er neben der Sau in dem Schnee lag, und ein Prinz brach einen Bruch von einer Fichte, strich ihn über den Anschlag des Keilers, steckte ihn dem toten Hunde unter das Halsband und sagte: „Schade, ein so edler Hund! Aber auch ein edler Tob!“.

Weniger klar, literarisch weniger wertvoll ist die Geschichte „Mein Dachs und meine Dackel“, aber gerade sie zeigt uns mit am deutlichsten, in welcher innigen Verhältnis Löns zu den vierbeinigen Haus- und Lebensgenossen stand. Er ist glücklich, kehrt er vom einsamen Weidwund zurück, wenn sie ihm entgegengekommen kommen; in ihrer Gesellschaft fühlt er sich wieder zu Hause.

Es lag in der Herrenmensch-Natur des Dichters begründet, daß er den Tieren, und nicht zuletzt eben seinen Hunden, vielfach zugewandter war, als den Menschen. Sein Tiedel Battermann war ihm ein treuer Jagdbegleiter, mit ihm hielt er trauliche Zwiegespräche, und er glaubte, daß er von ihm letzten Endes allein verstanden wurde, wenn andere ihm das hemmungslose Nachgehen seiner Leidenschaft und Eigenarten als Pflichtvergessenheit anrechneten.

Ganz besonders schmerzlich ist Löns deshalb der Verlust gerade dieses Hundes und Freundes durch den Tod. Der Dichter, der wohl manchmal sentimental geworden ist, aber bestimmt nicht zur Mißseligkeit neigte, fühlt sich nun völlig verlassen. Er kann für das erlegte Stück Wild keine Begeisterung mehr aufbringen. „Es ist, weil ich allein bin,“ sagt er, „weil mein Hund nicht freudewinselnd die Rinde zerrt und zauft, wie vor Jahresfrist. Besser pirscht es sich, ist jemand da, der teilnimmt an der Weidmannsfreude, sei es ein Mensch, sei es ein Hund. Und wenn es ein Hund war, wie mein Hund, mein Freund Battermann, der Tiedel mit der Schweißhundmaske und dem Alstrich über dem rotbraunen Rücken, dann war Jagen doppelte Lust. . . . Ich will heimfahren morgen früh. Mit meinem Hunde begrub ich meine Weidmannslust.“

„Meine lieben Hunde aber sind alle tot,“ schreibt Hermann Löns später an einer anderen Stelle. Auch er selber hat auf dem Felde der Ehre einen edlen Weidmannstod gefunden.

„Dafür gebührt ihm ein Gedenkstein,“ sagte damals der Prinz noch über den tapferen Widu. Seinen Hunden hat Löns einen Gedenkstein in seinen Büchern gesetzt, wie er schöner nicht sein kann.

Ein altes Zauberbuch.

Beiträge zur Geschichte der Volksmedizin.

Von Dr. H. Capelle (Lehe).

(Nachdruck verboten.)

II.

(Vgl. Jahrgang 1925, Nr. 8 des Heimatblattes.)

Das alte „Zauberbuch“ vom Jahre 1738, dem der erste Aufsatz unter obigem Titel gewidmet war, enthält, abgesehen von allen anderen Zauberprüchen und Sagen auch eine ganze Reihe von Formeln und Versen, die unter Beobachtung gewisser Ceremonien und Bedingungen bestimmt geeignet sein sollen, dem leidenden Menschen sein höchstes Gut, die Gesundheit, wiederzugeben. Wer hätte nicht einmal vom sogenannten „Besprechen“ gehört? Manch einer hat vielleicht in höchster Not gar den Weg gefunden zu der berühmten „alten Frau“ und ist durch ihre Künste von der immer wiederkehrenden Rose befreit worden. Aber den Wortlaut der alten Beschwörungsformeln kennt keiner, und alles, was er mitbringt, ist nur die Erinnerung an ein undeutliches Gemurmel und an mehr oder weniger eindringliche Gesten. So wird es nicht ohne Interesse sein, einige dieser „Zauberprüche“ kennen zu lernen. Wir müssen uns auch hier durchaus ernsthaft einstellen bei der Betrachtung dieser Dinge, sonst werden wir ungerecht im Urteil. Ich will nur an das Gebiet der Hypnose und der Suggestion erinnern und darauf hinweisen, daß die Kenntnis der Heilkräuter in vergangenen Tagen tiefer war als in der Gegenwart, daß ferner die moderne Medizin neuerdings in besonderem Maße ihr Augenmerk auf die sogenannte Heiltherapie richtet, die unbekannt schon früher als ein Bestandteil der Volksmedizin geübt wurde.

Wenn jemand ein Geschwür hat und erreichen will, daß es ohne alle Schmerzen aufkomme, dann soll er Leinsamen nehmen, ihn klein stoßen, mit Asche, Honig und Baumöl vermischen, fieden, bis vom Del nichts mehr übrig ist, und diesen Brei auf die entzündete Stelle legen, „so wird es ausziehen ohne Schmerzen“. Wilde Colliquinten, zerrieben in Essig gelocht, bis sie wie Honig aussehen, bewirken, wenn man damit das Zahnfleisch einreibt, daß man schmerzende Zähne völlig schmerzlos „herausnehmen“ kann. Durch in den hohlen Zahn gesteckte getrocknete Spargelwurzel läßt sich daselbe erreichen. Um einen Leichdorn, Hühneraugen, Warzen und andere Gewächse zu entfernen, sammelt man schwarze Schneeden, tut sie in einen Topf und streut Salz darüber. Neun Tage lang muß der Topf fest verschlossen in der Erde stehen, dann hat das Salz die Schneeden verzehrt. Darauf werden in den Topf kleine Löcher gebohrt, ein Tuch darum gewickelt und das Ganze in den Backofen gestellt, bis das Brot gar ist, das zugleich mit ihm hineingeschoben wurde. Die aus dem Topf herausbratende Salbe vertilgt alle „Gewächse“. Recht unsympathisch mutet uns ein Mittel gegen die Gelbsucht an: „Nim Herbedreck und drücke den Saft daraus, gieß den Saft den Kranken zu trinken, es hilft.“ Weniger widerwärtig ist ein Schönheitsmittel „vor die Finnen im Gesicht“. Da braucht man nur Rübrettig in Scheiben zu schneiden, Zucker darüber zu streuen und beides eine Nacht stehen zu lassen. Mit dem Saft muß man das Gesicht bestreichen, kann ihn auch innerlich anwenden gegen Husten und „Lungensucht“. Um Flechten zu vertreiben, muß man Donnerstags oder Sonntags vor Sonnenaufgang an einen Weidenbaum gehen, ein Reis davon abbrehen, damit über die Flechten streichen und dreimal dabei sprechen: „Weid, ich lag dir meine Flechten, die Weid, die Weid meine Flechten.“ Damit kommen wir zu den eigentlichen „Besprechungen“.

1. Blut zu stillen: a) Es gingen zwei Jungfrauen auf Gassen, / Es begegnet ihnen Blut und Wasser, / Das Blut hießen sie stehen, / Das Wasser hießen sie gehen / Der heiligen Dreifaltig-

zeit von nun an bis in Ewigkeit. / Im Namen Gottes, des Vaters . . . usw. Amen. — 6) Man bricht sich einen grünen Stod und sagt dabei: „Das walte Gott Vater . . .“ usw. damit bestreicht man die Wunde im Kreuz und sagt: „Das walte Gott . . .“ usw. „Es muß Blut an den Stod kommen und lege ihn an einen trockenen Ort. Um die Wunde legt man dann einen leinenen Lappen und weiter nichts.“

2. Brand zu stillen: Man streicht dreimal um die Stelle und spricht: „Brand, du sollst sein wie der Tote, der im Grabe liegt. Im Namen Gottes . . .“ usw. und haucht dreimal darüber.

3. Kalter Brand: „Ich stille dir den kalten Brand mit meiner rechten Hand, du sollst kalt sein wie die Totenhand. Im Namen Gottes . . .“ usw.

4. Rose zu stillen: Man sucht sich einen Stein, wo nicht Sonne oder Mond scheint, umstreicht damit die Rose und spricht: „Dull Diert, du quälst Eisen und Stahl, da jagte denn über Kreuz Im Namen Gottes . . .“ usw.

5. Selbstsucht: Man bricht des Abends nach der Sonne vier Arten Holz und sagt dabei die Taufnamen und den Vatersnamen, dieses bricht man über einer Schüssel mit Wasser entzwei; bei dem Brechen sagt man die Namen wieder und läßt das Holz in die Schüssel fallen. Was auf den Grund fällt, wird in einen grauen Zwirnsfaden gebunden und in Rauch gehängt, das andere gießt man unversehens weg.

6. Gegen Schwindel: Den zweiten und dritten Donnerstag im Neumond werden neun Arten Holz genommen, dann eine Wunde geschnitten, wo der Schwindel ist. Dann wird mit jedem Kleinen Stode dreimal in die Wunde getaucht, so daß drei Blutstropfen an jeden kommen. Dann wird ungars Leinen genommen, die Stöcke darein gewickelt, und in eine Weide oder Eiche verbohrt des Abends nach der Sonne.

7. Geschwulst zu stillen: Man streicht mit der Hand um die Geschwulst und sagt: „Die Glocken klingen, die Priester singen, des Meß soll jetzt beten, das Heiligtum verwandeln und verwerten.“ Dann dreimal im Kreuz übergestrichen und sagt dabei: „Das walte Gott . . .“ usw.

8. Fürs Fieber: Man muß das Fieber dreimal haben, das dritte Mal muß jemand fragen, wie viel Mal er es gehabt hat, so schlägt er die Augen in die Höhe und sagt in Gedanken, du sollst es in deinem Leben nicht wieder haben und geht dann weg von dem Kranken.

9. Brand zu stillen: Brand, fahr ins Sand, fahr nicht ins Fleisch. Gott heiliger Geist. Im Namen usw.

10. Zahnschmerzen zu stillen: Zahnschmerzen, Blut und Würmer, du sollst stillstehen, wie Jesus Christus am Jordan. Im Namen usw.

11. Für den Schwamm: Ich bin deine Mutter, ich bin deine Amm, damit still ich dir den Schwamm. Im Namen usw., oder: Aus diesem Sumpf läuft Rost und Hund, damit still ich diesen Mund. Im Namen usw.

12. Für Reizen: Alle Wehdag und Wunden sprech unser Herr Christus aus seinem Mund: Du sollst nicht reizen, sollst nicht schreiten. Im Namen usw.

Auf der Heide bei Altenwalde.

Von Heinrich Mahler (Wefermünde).

(Nachdruck verboten.)

Mit dem Frühzuge war ich von Wefermünde nach Altenwalde gefahren, hatte das noch stille Dorf durchschritten und stand nun auf der Höhe von Altenwalde. Es war ein frischer Sommermorgen. Die Taupfen glänzten an den Spitzen der Gräser, und ein kühler Wind wehte aus nördlicher Richtung.

Mein erster Besuch galt der Burg von Altenwalde. Sie liegt auf ragender Höhe mehr als 20 Meter über dem Dorfe. Regelmäßige Gestalt, kräftiger Bau und gute Erhaltung zeichnen diese alte Burg aus. Im Kriege mußte sie leider für militärische Zwecke nutzbar gemacht werden. Vielleicht ist dabei zerstört worden, was für eine spätere Forschung von Bedeutung gewesen wäre.

Die Gestalt der Burg ist annähernd rechteckig. Sie erstreckt sich von Osten nach Westen, und ihre Maße sind 95 und 65 Meter. Ein starker Wall von 13 Meter Breite und fast 3 Meter Höhe umgibt sie. Ein Graben ist heute nicht mehr sichtbar, trat aber bei Ausgrabungen im Jahre 1906 überall hervor, außer in der nördlichen Hälfte der Westseite. Im Westen liegt ein kleiner Vorwall.

Beim Suchen nach Scherben wurde den Forschern klar, daß der bekannte „Altenwalder Urnenfriedhof“ sich von Süden her bis unter die Burg erstreckt hatte; denn unter dem südlichen Wall wurde in 2 Meter Tiefe eine Urne gefunden. Häufig wies auch die Wallerde Scherben auf, ein Zeichen, daß der Wall erst errichtet wurde, als die Erde schon mit Scherben durchsetzt war.

Die Burg bei Altenwalde ist nach ihrer Gestalt, ihrer Bauart und den gemachten Funden ein fränkischer Königshof (Schuchhardt). Adam von Bremen nennt ihn als reichsten unter den Tafelgütern Albalberts von Bremen, der dem erzbischöflichen Hofe für einen Monat Lebensmittel liefern mußte. Der hohe Sandboden, auf dem die Burg liegt, gewährt auch dem Auge des Naturfreundes hohen Genuß. Am auffälligsten ist die blaue Glockenblume, da unzählige ihrer zarten Glöckchen beisammen stehen. Uebersät ist der Boden mit der Grasnelke, deren Köpfchen von hohen schlanken Stielen getragen werden. Typisch für den leichten Sand ist die Weingärt-

nerie, ein zartes Gras, rötlich oder silbern überhaucht, das leise im Morgenwinde zittert. Höher ist die Schlangenschmiele, auch zart und mit feingewundenen Nestchen, deren immer drei sich gabeln. Ein köstlicher Schmuck des Sandes ist der Thymian. Mit stiller Bewunderung schaut das Auge auf dies bescheidene und doch so schöne Pflänzchen. Auch der Ackerlee hat hier sein Reich; sein grauer Mantel steht ihm recht kleidsam.

Ich verlasse die Höhe und wandere nach dem Stranddorfe Arensch hin. Der Höhenrücken ist wellig und mit kurzer Heide bedeckt. Die Glockenheide blüht. Wo sie größere Flächen bedeckt, gewährt sie einen herrlichen Anblick. Schon aus der Ferne fallen die roten Inseln dem Auge auf. Ungemein häufig ist die Rauschbeere. Ihre grünen Sträucher, die einer wohlriechenden Gegenab zu der braunen Heide bilden, sind mit schwarzen Beeren überreich beladen. Stellenweise schreitet mein Fuß über weiche Teppiche der Kienliedflechte, die die Heide verdrängt hat. Leuchtend gelb blüht hier und da der behaarte Ginstel.

In einer Bodensenke liegt ein größerer Tümpel, der noch mit Wasser gefüllt ist. Vier Stodenten fliegen geräuschvoll auf und steuern der nahen Kiste zu. Ich umschreite den Grund. Die Pflanzenwelt verrät den moorigen Boden. Der blaue Enzian blüht, auch die weiße Moorsimse, die braune erst in wenigen Exemplaren. Der Sonnentau hat den nassen Schlamm besiedelt und wächst auch zwischen der Heide. Er ist stark verzweigt. Alle Arten, die unsere Heimat bietet, sind vorhanden. Ich wandere auf Arensch zu, das wieder vor meinen Blicken auftaucht. Vor mir ziehen mit klagendem Ruf Brachvögel über die Heide.

Wald hinter der Ortschaft fällt der Höhenrücken ziemlich steil ab. Zwischen ihm und dem Weferwall erstreckt sich ein grünes Vorland, auf dem das Vieh des Dorfes weidet. Im Winter brausen hier die Stürme der Nordsee. Sie wühlen das Wattenmeer auf und treiben die Wogen über das Vorland gegen den Höhenrücken. Dann spricht der weiße Gischt an das dunkle Seeland. Bei einem solchen Sturm trieb die Leiche eines Seemanns an den Strand. Sie wurde gefunden, aber kein Zeichen ergab, wer der Tote sei, noch wo seine Wiege gestanden habe. Er wurde in der Heide, nahe dem Sügelrand, bestattet. Die Kinder des Dorfes nahmen sich der Stätte an und stellten einen hohen Ahlinsbald darauf. Auf den schrieb eine Kindeshand die sinnigen Worte: „Sucht ihr mich, da oben bin ich.“

Als ich wenige Jahre vor Ausbruch des Krieges das Grab sah, las ich jene Worte, freute mich auch der Kranze, die es schmückten.

Heute ist die Inschrift verschwunden. Der Stein steht noch zu Häupten des Toten; dort wächst auch eine junge, vom Sturm zerzaute Fichte. Am andern Ende des verfallenen Hügel breitete eine gesunde, zapfenreiche Bergföhre ihre Zweige aus. Einsam liegt das Grab in der Heide. Ergreifend ist die Geschichte, die es dem Wanderer vom Seemannsloos erzählt.

Heidefinds Bitte.

Von Anna Kraus-Düring.

Laßt mich, o laßt mich auf stiller Heide,
Werde Sterben vor Weh.
Lernen nun soll ich im engen Kleide
Nanliges ABC.

Laßt mich, o laßt mich im Heidefande,
Will lieber bleiben ganz dumm —
Weiter bei dem Sturm und dem Sonnenbrande
Und bei dem Bienengesumm.

Vor der Welt mit den engen Gassen
Und vor den Menschen mir graut,
Wollt mich bei Blumen und Käfern lassen
Und bei dem Heidekraut.

Der Abbehauser Zahnup.

Von Dr. Föhmann.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Boden der Abbehauser Kirche (Butjadingen) lag früher (und liegt vielleicht noch) ein großer hölzerner Kopf mit sehr weit aufgesperrtem Maule, gewöhnlich der Zahnup genannt, der von vielen für ein aus dem Heidentume herrührendes Götzenbild gehalten wurde.

In einem Briefe vom 6. Juni 1735 schreibt der damalige Pastor Kloster zu Abbehausen über diesen rätselhaften Kopf: „Das alte Sprichwort von dem Abbehauser Zahnup ist daher entstanden, daß der Pastor Reinhold hieselbst 1634 hat bei der großen Schlaguhr auf dem Kirchthurm außen auf der Mauer über dem Stundenzeiger eine curieuse Maschine machen lassen, also daß ein Menschenkopf und Angesicht, von einem großen Klotz Holz gefertigt, über den Stundenweiser gesetzt und zu sehen war; und alle Stunden, wenn die Glocke schlug, tat der Kopf den Mund weit auf, bei einem jedem Glockenschlag hochjahnend (gähnend), machte aber bald den Mund wieder zu, klappernd mit den Zähnen. Als aber die Maschine abgenutzt und verdorben war, konnte der Mund nicht allemal bei jedem Glockenschlag sich wieder auf und zu tun, sondern blieb offen und hochjahnend stehen.“

Dergleichen Maschinen waren in alten Zeiten nicht selten. So

war z. B. in Basel an der Turmuhr auf der nach Frankreich hin gerichteten Seite ein gefrönter schwarzer Kopf angebracht, der jede Stunde eine lange, rote Zunge herausstreckte.

Der oben beschriebene Zahnputz von Abbehausen war also auch nichts anderes, als ein — die Stunden beglückender Maulaffe! (Oldenburger Volksbote, 1849.)

Ein Bohlenweg aus der älteren Steinzeit.

Dem Berliner Gelehrten Dr. Wärtling ist es gelungen, bei Hörde in Westfalen in zwei Meter Tiefe unter eiszeitlichen Ablagerungen einen gegen fünfzigtausend Jahre alten Bohlenweg zu entdecken. Man hat diesen Weg auf 35 Meter Länge in nord-südlicher Richtung verlaufend freigelegt. Scheinbar ist er von den Neanderthalern angelegt worden, damit man einen alten versumpften Flußlauf bequem überschreiten konnte. Er besteht aus 35 Zentimeter starken Eichenstämmen, die man der Länge nach aufgespalten hat. Sie dienen dem Laufsteig als Längsträger. In Schrittweite hat man darüber eichene Querböden gelegt. Man konnte erkennen, daß dieser vorzeitliche Bohlenweg über einen Ton führte, der Schnecken enthielt, die dafür sprechen, daß der Ton in einer Zwischeneiszeit sich ablagern konnte. Und zwar diente er zur Ausfüllung eines früheren Flußlaufes, der sich in den groben Kies einer eiszeitlichen Endmoräne der vorletzten Eiszeit eingegraben hatte. Neben dem Laufsteig fand sich vollständig unberührt in zwei Meter Höhe Lössboden. Dieser Bohlenweg stellt ein technisches Meisterwerk aus der älteren Steinzeit dar. Der Mensch, der ihn erbaut hat, kannte noch nicht feinspolierte Werkzeuge, sondern seine Feuersteininstrumente waren grob zugehauen. Dabei waren seine Feuersteinmesser und -äxte nur klein und es ist zu verwundern, wie er mit ihrer Hilfe mit den 35 Zentimeter starken Eichenstämmen fertig geworden ist. Die Art und Weise, wie diese aufgespaltenen Eichbäume verlegt worden sind, läßt erkennen, daß der eiszeitliche Erbauer schon ein gewisses Maß von technischem Können und technischer Erfahrung haben mußte. Die langen Eichenstämmen wurden von weither herbeigeholt und weil sie selten waren, so kann man begreifen, daß der urmenschen Erbauer dieses Bohlenweges mit unendlicher Mühe diese Eichenstämmen spaltete.

Rud. Sundt.

Altdutsche Reimsprüche über die Bedeutung der Wochentage.

(Nachdruck verboten.)

Montagskind hat schön Gesicht,
Dienstagkind fehlt Anmut nicht.
Mittwochskindes Weg sind weit,
Donnerstagkind trägt Weh und Leid.
Freitagkind liebt Sorg und Not,
Samstagkind erwirbt sich's Brot.
Sonntagkind hört Englein singen,
Ist selig und glücklich in allen Dingen.

Montag — Müd,
Dienstag — Glüd,
Mittwoch — Not,
Donnerstag — Tod,
Freitag — Leid,
Samstag — Freud,
Sonntag — Ruh,
Und Gottes Segen dazu.

Bermischtes.

+ Aus den Erinnerungen von Dietrich Dahn. Dr. Dietrich Dahn, der verstorbene Abgeordnete und Vorsitzende des Bundes der Landwirte, hat eine Reihe Mitteilungen gesammelt, die der „Gar tenlaube“ von ihm nachstehender Seite zur Verfügung gestellt wurden. Wir lesen in dem bekannten Familienblatt:

Auf der Insel Krantsand wurde in einer Wahlversammlung lebhaft über Bismarck debattiert. Am Abend saß ich mit einigen alten Anhängern noch auf der Bank vor der Haustür, und die Rede kam wieder auf Bismarck, der wohl als „Elementarerscheinung“ anerkannt, aber auch scharf kritisiert wurde. Zuletzt erzählte ich von meinen persönlichen Erinnerungen, und alle hörten fast andächtig zu. Unter meinen Zuhörern befand sich ein Hofbesitzer, der bekannt war wegen seines Plegmas und seiner Schweigsamkeit. Ganz bedächtig nimmt er die Pfeife aus dem Mund. „Se, kisten Rimmers“, sagt er, „dat's woher, dat Bismarck veel utfohrt hett. Ornlich supen kunn he ut, und denn tolegt ist dat veel, dat he Dütschland eenig makt hett. Jo, dat sünd so Gaben.“ — Dann klopft er in aller Ruhe die Pfeife aus, ehe er, tief aufseufzend, fortfährt: „Debers den ganzen Dag vör de Dör sitten und nich smöken, nich drinken, nix denken und nix seggen, süh, dat kann Bismarck nich — övers dat kan id, und dat sünd ut Gaben.“

Bücherchau.

Hedwig Rodab-Maß, Meister Krischan un sin Hus. 278 Seiten, in Ganzleinen gebunden, 5.— Reichsmark. Dinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Bismarck.

Eine plattdeutsche Heimatserzählung aus dem mecklenburgischen Kleinstadtleben. Die Verfasserin nennt das Städtchen „Gremsmühlen“, und das wäre dann Grevesmühlen an der Bahnlinie Lübeck-Kleinen. Es ist auch kein stichhaltiger Grund, daran zu zweifeln; das Lokalolorit ist so bläulich gehalten, daß selbst ein Heimbürtiger aus Gremsmühlen Ja oder Nein dazu sagen könnte. Aber mecklenburgisch ist es. Dafür sind das halbe Duzend Menschen und darüber, die Frau Rodab-Maß in der Geschichte abkonterfett hat, unanfechtbare Zeugen und Eideshelfer. Eine so eigenartige Mischung von trockenem Humor und dröhniger Wurschtigkeit, dickköpfigem Eigensinn und gutmütigem Geschehen- und Sich-Gehenslassen findet sich weder westlich der Elbe noch östlich der Prene so schaukel- und scheffelweise beisammen wie im gesegneten Obositenlande. Und den Schein dieses Wesens hat Frau Rodab-Maß gut festgehalten. Im Mittelpunkt der Erzählung steht der wackere alte Tischlermeister Krischan Nehls, ein Handwerker alten Schlags mit einer mehr und mehr absterbenden Auffassung von den Grundlagen des Handwerks, ihm gegenüber sein ältester Sohn, jung, lebenshungrig, unweil, sich gegen die väterliche Bevormundung aufleh- nend und mit dem Streben aus kleinbürgerlicher Enge hinaus in die herrschaftliche Region des fabrikmäßigen Betriebes. In diesen Gegensätzen liegt fraglos dramatische Spannung. Aber Hedwig Rodab-Maß ist einem tiefergreifenden Konflikt ausgewichen und auf der gangbaren Ebene des Alltags geblieben. Sie sind beide Alltagsmenschen, Vater Krischan und sein Junge, und in ihrem Zernirnis ist kein Raum, um komplizierte Gegenwartsfragen zu lösen. So bleibt ihre Geschichte ein schlichtes Mittelbrot für den Leser, zu dem ihm der engere und weitere Kreis seiner Erfahrungen mehr oder minder häufig das Gegenstück bietet. Schlicht und einfach ist denn auch die Erzählungsweise der Verfasserin; eine künstlerische Lebendigkeit des Stils hätte nicht schaden können. Die Sprache ist Mecklenburger Platt aus der schwerinschen Gegend, stellenweise etwas matte Buchsprache und nicht ohne störende, aus dem Hochdeutschen herübergenommene Wendungen und Ausdrücke, aber sonst recht lesbar, besonders, da alle Künstelei in der Orthographie vermieden ist, durch die man heute recht häufig den örtlichen Klang des Dialekts festzuhalten sucht. Wir haben nicht allzuviel Bücher, die dem ehrenhaften, alten Handwerk gerecht werden und ein Familienbuch des niederdeutschen Handwerkerhauses sind. Trotz mancher Schwächen und einseitiger Auffassungen — „Meister Krischan un sin Hus“ ist eins.

De plattdütsche Dagwiser 1926. Een nedderdütschen Kietaffalenner mit Wiler, Sprööt und Klemels. Nuntgewen vun den Plattdütschen Vereen in Bremen. 112 Blatt mit farbigen Titelblatt. 2.50 Mark. (Carl Schünemann, Verlag, Bremen.)

Dieser vollständige Kalender, der norddeutsches Bild und plattdeutsches Wort vereinigt und schon seit Jahren in Tausenden von Exemplaren in die niederdeutschen Häuser wandert, ist in diesem Jahre ganz besonders glücklich gelungen. Schon das Titelbild, ein frühlingfarbener Primelstrauch von Carl Weidemeyer, ladet ein. Dahinter aber tut sich dann eine reiche Fülle auf von Gemälden, von künstlerischen Photographien, von Landschafts- und Städteaufnahmen aus ganz Norddeutschland, sauber gedruckt auf bestem Kunstdruckpapier. Neben diese Bilder tritt dann wieder die immer gerühmte Auswahl aus heimatlicher Dichtung und volkstümlicher Lebensweisheit in Lied, Spruch und Prosa.

Stader Archiv. Neue Folge, Heft 15. Stade 1925, Vertrieb durch die Geschäftsstelle des Vereins (Stade, Rathaus). Preis 2.— Mark.

Das diesjährige Archivheft des Stader Geschichts- und Heimatvereins bedeutet eine wertvolle Bereicherung der Heimatliteratur. Der langjährige und verdienstvolle Vorsitzende, Bürgermeister Dr. Frommhold, behandelt im ersten Artikel „Die Erweiterung der Stadt Stade“. In eine der interessantesten Perioden der alten Hansestadt führt Dr. Wameyer mit seiner Abhandlung „Der Wirtschaftskampf zwischen der Hansa und dem Merchant Adventurer in Stade um 1600“. Dr. Gummel berichtet über die von ihm vorgenommenen Grabungen im Regierungsbezirk Stade, Professor Göbel gibt eine Erklärung der in diesem Gebiet häufig vorkommenden Familiennamen. Lehrer Bischoff untersucht „Grundherrschaft und Landesobrigkeit in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Gogerichtes Achim“. Superintendent Lamm widmet dem verstorbenen Senior von Staden, der sich so große Verdienste um den Verein erworben hat, einen warmen Nachruf. Gymnasialmusiklehrer Spreckelsen liefert einen wertvollen Beitrag zur Stader Musikgeschichte mit seiner Abhandlung „Die Stader Orgeln und ihre Schicksale“. Der Senior der Bremen-Brederer Heimatforscher, Seminarlehrer i. R. Klaus Schröder, schreibt über den Stader Kirchenliederdichter Hermann Wespe und Pastor Wendig entrollt vor uns ein wichtiges Stück Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts, indem er uns das Schicksal Heinrich Mühsendorfs, des zweiten evangelischen Predigers in Wilsfleth, schildert. Zu dem wertvollen Text des Archivheftes kommen Skizzen, Abbildungen und Federzeichnungen, von denen namentlich „Der alte Hafen in Stade“ von Theodor Hermann das besondere Interesse erregen wird.